

Régis de Sá Moreira

Das geheime
Leben der
Bücher

Roman

*Aus dem Französischen
von Anna Krantz*

Knaur Taschenbuch Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel *Le Libraire* bei Au Diable Vauvert, Vauvert

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2010
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2004 by Au Diable Vauvert

Copyright © 2005 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschen
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung:

mauritius images/imagebroker/ Stephan Gabriel
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63599-5

2 4 5 3 I

Für Carlos und Améline

Prolog

WENN WIR BLOß SINKEN WÜRDEN ...«, SEUFZTE DIE JUNGE FRAU, DIE AN DER RELING DES PASSAGIERSCHIFFS LEHNTE, während ihre kurzen Haare im Wind flatterten.

Der Tag brach an.

Sie betrachtete das Schauspiel der Natur und bedauerte, diese Kreuzfahrt allein zu unternehmen.

»Das ist noch schlimmer als an Land ... Schlimmer als an Land ...«

»Schlimmer als an Land«, murmelte sie vor sich hin.

Wie üblich trug sie ein schwarzes Kostüm.

Ihre Haare waren blond gefärbt.

Sie hatte ein fröhliches, strahlendes Gesicht; ein Gesicht, das andere zum Lächeln und zum Lachen verleiten konnte.



Die dunkle Farbe ihres Kostüms konnte der Fröhlichkeit ihres Gesichts nichts anhaben, doch ohne diese Vorsichtsmaßnahme hätten die meisten Menschen bei ihrem Anblick wahrscheinlich tatsächlich gelacht oder gelächelt.

Sie wirkte müde.

Sogar erschöpft.

Von ihrem Gesicht, von ihrem Kostüm, von ihren kurzen blond gefärbten Haaren.

Erschöpft von dieser blöden Kreuzfahrt.

So erschöpft, dass sie nicht einmal die Kraft fand, über die Reling zu klettern und sich ins Meer zu stürzen.

So müde, dass sie sich tatsächlich wünschte, das schöne Schiff möge mit ihr untergehen.

»Wenn wir bloß sinken würden ...«, seufzte sie.

10



Zur selben Zeit desselben Tages stand auf dem Oberdeck desselben Passagierschiffs eine andere junge Frau mit dem Rücken zum Meer und rauchte eine Zigarette.

»Hoffentlich gehen wir unter«, murmelte sie ihrerseits vor sich hin.

Sie war zierlicher als die erste, auch angespannter, könnte man sagen. Ihre Haare waren länger und dunkler. Beinahe schwarz.

Sie trug einen weißen Schal, eine weiße Hose und eine weiße Bluse. Ihre Füße waren nackt.

Mit starrem Blick schaute sie ins Leere, als würde sie dort etwas sehen oder beobachten.

Ohne das Meer, ohne das Passagierschiff, ohne den Wind, der ihren Schal flattern ließ, hätte sie sich genauso gut auf einem Bahnsteig befinden können. Abgesehen davon, dass kein Zug einlief oder dass er, ohne zu halten, vorbeifuhr. Oder dass sie nicht einstieg.

Sie stand da, den Blick auf die Schornsteine des Passagierschiffs geheftet.

»In Rauch aufgehen«, sinnierte sie, »den Vögeln hinterherfliegen ...« Sie breitete die Arme aus. »Selbst zu einem Vogel werden ...«

Sie erinnerte sich daran, dass sie auf See war. »Durch Ertrinken sterben«, sagte sie sich, »den Fischen folgen ...« Sie ließ die Arme sinken. »Selbst zu einem Fisch werden ...«

Beinahe wäre sie wieder abgeschweift, wie sie es oft tat. Hätte angefangen, sich zu fragen, was für ein Vogel, was für ein Fisch sie gern werden würde.

Dieses eine Mal beschloss sie aber, sich zu konzentrieren.

»Hoffentlich gehen wir unter«, wiederholte sie.

Immer noch zur selben Zeit, immer noch am selben Tag, ganz vorn am Bug des Schiffes, beobachtete eine dritte Frau denselben Tagesanbruch und murmelte, ohne genau zu wissen, an wen sie sich wandte:

»Nimm mich.«

Weit von den Wellen, weit vom Wasser und weit



von dem Passagierschiff entfernt, das das Meer durchfurchte, hatte sie diese Bitte schon ausgesprochen.

Und sie ernst gemeint.

Doch die Tage waren verstrichen.

Sie hatte gesehen, wie die Tage sich über sie lustig machten, sie verhöhnten. Sie hatte ihnen lange zugehört, und ruhig, fast kaltblütig hatte sie ihre Bitte wiederholt.

An jedem Morgen, bei jedem Sonnenaufgang, an jedem Tag, der begann, flehte sie: »Nimm mich.«

Sie trug ein gelbes Kleid, ein kanariengelbes.

Sie beugte sich vor, unter sich die Wellen, und stellte sich vor, wie das Passagierschiff im Wasser versank.

Ihr langes braunes Haar, das sehr hell und eher lang als braun war, stahl sich unter dem kanariengelben Stirnband hervor, das es bändigte, und hing ins Meer hinab.

Mit einem Ruck richtete sie sich wieder auf und warf den Kopf in den Nacken.

»So nicht«, sagte sie laut.

»Du träumst«, fügte sie hinzu.

Sie formte ihre Hände zu einem Lautsprecher und rief, nach wie vor, ohne zu wissen, an wen sie sich wandte: »Geeeh zum Teeuuuuufeeeeeeel!«

Dann blieb sie still stehen und genoss die Leere, die ihr Schrei in ihrem Inneren hinterlassen hatte.



Das geheime
Leben
der Bücher

*T*AUSENDE KILOMETER VON DEM ORT ENTFERNT,
AN DEM SIE SICH BEFINDEN, IN EINEM LAND, IN EINER
STADT, IN EINER VON VIELEN BUCHHANDLUNGEN
schlug ein Buchhändler die Augen auf.

Er hatte das Dingelingdingeling der Eingangstür sei-
ner Buchhandlung gehört.

Er rückte ein paar Sachen auf seinem Schreibtisch
zurecht und wartete.

Der Schreibtisch des Buchhändlers war hinter zwei
über Eck gestellten Regalen verborgen.

Er war der Überzeugung, dass die Kunden, die eine
Buchhandlung betraten, vor allem Bücher sehen
wollten.

Die meisten suchten ja nicht unbedingt einen Buch-
händler.

Dem Buchhändler gefiel die Vorstellung, dass die Kunden einem Ozean oder genauer gesagt einer Flut von Büchern allein gegenüberstanden, ohne dass jemand sie beobachtete.

Ihm gefiel die Vorstellung, dass die Bücher ohne ihn existierten.

Er fragte sich, ob ihm nicht sogar die Vorstellung gefiel, nicht zu existieren.

Der Buchhändler war ehrlich gesagt ein melancholischer Mensch, aber er fand sich damit ab.

Er wusste nämlich nicht so recht, wie er inmitten all dieser Bücher, all dieser Geschichten, all dieser Gedanken, all dieser Lebensläufe innerlich stark bleiben konnte. In seinen schlimmsten Momenten beneidete er die Autoverkäufer.

Doch nicht im Ernst.

Denn der Buchhändler beneidete weniger die Autoren, sondern vor allem die Figuren in den Büchern, die er las. Und er hatte nie ein Buch gelesen, in dem der Held ein Autoverkäufer war.

Und wenn, war es nur für kurze Zeit gewesen.

Und dabei hatte der Buchhändler, sagte sich der Buchhändler, bereits weiß Gott wie viele Bücher gelesen.

Und nur Gott wusste, dass der Buchhändler auch nicht unbedingt viele Bücher gelesen hatte, deren Helden Buchhändler waren.

›Aber‹, sagte sich der Buchhändler, um sein kurzes Geplänkel mit Gott zu beenden, ›das lag zumindest etwas näher.‹



Er hörte die Schritte eines Neuankömmlings. »Ein Mann«, dachte er, so, wie die Schuhe quietschten. Die Schritte näherten sich.

An ihrer Bestimmtheit, an ihrer Entschlossenheit erkannte der Buchhändler, dass es kein Neukunde war. Dass der Mann zielsicher geradewegs auf seinen Schreibtisch zusteuerte. Spontan verspürte der Buchhändler das Verlangen, sich darunter zu verstecken. Doch er rief sich zur Ordnung und blieb mutig in seinem Sessel sitzen.

Der Mann stand jetzt vor ihm. Er brachte ein Buch über Delfine zurück, mit dem er nicht zufrieden war.

»Ich bin mit diesem Buch über Delfine nicht zufrieden«, sagte der Mann.

Er trug einen eleganten Anzug.

»Es ist schlecht«, fügte er hinzu.

Der Buchhändler blickte ihm in die Augen.

Und er fand sie schön.

»Entschuldigung«, fuhr der Mann fort. »Ich habe mich falsch ausgedrückt. Es ist weniger das Buch, mit dem ich nicht zufrieden bin, als vielmehr mit den Delfinen. Ehrlich gesagt gehen mir die Delfine auf die Nerven. Man hatte mir darüber ... Jemand hatte mir zwar Wunderdinge über sie erzählt ...«

Der Blick des Mannes wanderte zu den Filmplakaten, die hinter dem Schreibtisch des Buchhändlers hingen.

»Eine junge Frau ... Also eine Frau meines Alters ... Nun, auf Wiedersehen, mein Herr.«

»Wollen Sie nicht, dass ich Ihnen Ihr Geld zurückgebe ... Ihnen eine Gutschrift ausstelle?«

»Nein danke, sehr liebenswürdig von Ihnen. Aber das Buch ist nicht schuld daran, und ich stehe zu meinem Kauf ... Ich glaube sogar nicht, wenn man es genau bedenkt, dass man ein besseres Buch über Delfine schreiben kann ... Nein, das ist zweifellos ein hervorragendes Buch. Aber ich will es nicht zu Hause haben, und vor allem will ich nicht, dass es – verstehen Sie – ihr in die Hände fällt ...«

Der Blick des Mannes verlor sich in der Ferne.

Dann riss er sich zusammen und sagte:

»Also auf Wiedersehen, mein Herr, und einen schönen Tag!«

»Schönen Tag«, erwiderte der Buchhändler.

Er wartete, bis das Dingelingdingeling der Eingangstür seiner Buchhandlung erklang, dann begann er zu grübeln.

Er kannte keine Frau, die Delfine mochte.

Der Buchhändler verlor sich in seinen Grübeleien. Er hatte eine ganze Menge Frauen gekannt.

Zu der Zeit, als er noch Freunde hatte, gingen einige sogar so weit, seine Buchhandlung als eine regelrechte »Frauenfalle« zu betrachten.

Das blieb jedoch ihnen selbst, dem Buchhändler und all den Frauen, unbegreiflich.

Es gab schließlich nur Regale und Bücher, keine roten Samtvorhänge, keinen Champagner und auch keine Kekse.



Einfach nur Bücher.

Schwierig zu erkennen, wo die Falle war.

Der Buchhändler hatte seine Freunde an jenem trübseligen Tag verloren, an dem er erkannt hatte, dass er nunmehr Gegenstand ihrer Gespräche war.

Genauer gesagt, der Buchhändler war sich an jenem Tag bewusst geworden, dass er keine Freunde mehr hatte.

Ein paar ungeschickte Worte, allzu übereinstimmende Äußerungen, merkwürdig ähnlich klingende Ratschläge oder Vorwürfe hatten dem Buchhändler nach und nach die Augen geöffnet.

Bis zu jenem trübseligen Tag, an dem er alles erkannt hatte.

Allen Bemühungen zum Trotz war es dem Buchhändler nicht gelungen, zu begreifen, wie seine Freunde es so weit kommen lassen konnten.

Doch er hatte verstanden, dass er seine Freunde verloren hatte. Jene Freunde, die weiterhin den Buchhändler zum Gegenstand ihrer Gespräche machten, um sich gemeinsam darüber zu wundern, dass er sich zurückgezogen hatte.



Es war der erste Kunde des Tages gewesen. Das fing heiter an, denn für gewöhnlich betrat der erste Kunde erst gegen Ende des Vormittags die Buchhandlung.

Die Stadt, in der der Buchhändler lebte und arbeitete, war sozusagen von Buchhandlungen überflutet, und seine lag weder am günstigsten, noch war sie die begehrteste.

»Nun gut, dieser Tag beginnt wie der Blitz«, sagte sich der Buchhändler und ging sich einen Kräutertee aufgießen.

»Ein Kunde, ein Kräutertee«, war zu diesem Zeitpunkt seines Lebens die Devise des Buchhändlers.

Er stieg eine Wendeltreppe hinauf, die zu einem neuen Raum voller Bücher, aber ohne Regale



führte, ging durch eine Tür und erreichte seine Küche.

»Eisenkraut«, murmelte er vor sich hin.

Als er jünger war, das heißt jünger als jetzt, denn er war nach wie vor ziemlich jung, lautete die Devise des Buchhändlers »Ein Kunde, ein Kaffee«, aber mit wachsendem Zulauf (mehr als zehn Kunden pro Tag), immer feuchteren, zitternderen Händen und schlafloseren Nächten änderte er seine Devise. Und schließlich boten die Kräutertees trotz ihres gewöhnungsbedürftigen Geschmacks eine viel größere Vielfalt – ganz wie die Kunden.

Der Buchhändler besaß die positive Eigenheit, nicht halsstarrig zu sein, und er erkannte rechtzeitig, wenn eine gute Idee sich in eine schlechte verwandelte.

Als er jünger war – noch jünger als jetzt –, hatte er viele andere Devisen gehabt, von denen er inzwischen abgekommen war.

Und über sie war er sozusagen auf den Kräutertee gekommen.

Dennoch war er nicht von allen abgekommen.

Der Buchhändler weigerte sich, Schund zu verkaufen.

»Aber wer war er denn, dass er entschied, was Schund war?«, gab man ihm gelegentlich – und nicht immer mit erlesener Höflichkeit – zu verstehen.

Nun, immerhin war er der Buchhändler.

Und das schien ihm hinreichend.

Die unzufriedenen Leute brauchten doch nur die



eine oder andere der zahlreichen Buchhandlungen der Stadt aufzusuchen oder ihre eigene Buchhandlung zu eröffnen und somit ihren eigenen Schund zu kaufen oder zu verkaufen. Der Buchhändler sah nicht ein, warum er das tun sollte.

Er lehnte Schund ab.

Das für den Grund zu halten, warum seine Buchhandlung nicht die begehrteste war, wäre ein wenig voreilig gewesen.

›Es ist so leicht, die Dinge durch andere Dinge zu erklären‹, sagte sich der Buchhändler.

Die einzige Möglichkeit, die der Buchhändler gefunden hatte, um sicher zu sein, keinen Schund zu verkaufen, bestand darin, alle Bücher selbst zu lesen, die er in die Regale seiner Buchhandlung stellte.

Der Buchhändler verbrachte also seine Zeit mit Lesen.

Und wenn er nicht las, las er dennoch weiter.

Oder las alles wieder von vorn.

Bei der Geburt seiner Buchhandlung, als er der jüngste Buchhändler der Stadt war, in der er lebte, besaß der Buchhändler nur ein einziges Bücherregal, hinter dem er kaum seinen Schreibtisch verbergen konnte.

Aber die Zeit verging, und der Buchhändler hatte zugenommen und die Zahl seiner Bücher ebenfalls.

Mit einer Tasse Eisenkrauttee in der Hand stieg der Buchhändler wieder in seine Buchhandlung hinunter und begann ein wenig beunruhigt das Buch über die



Delfine, das der Kunde auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, noch einmal zu lesen.

Seite für Seite stellte er dabei fest, dass man wirklich kein besseres Buch hätte schreiben können, zumindest so lange es die Delfine nicht selbst schreiben würden. Wovon einige Leute – die Autoren des Buches auf jeden Fall – offensichtlich ernsthaft überzeugt waren.

Diese Vorstellung brachte den Buchhändler für einen Augenblick zum Schmunzeln. Die Gedichte einer Nachtigall und die Meditationen eines Gorillas ließen ihn eine Weile vor sich hin träumen ...

Dann plötzlich erfüllte ihn die Vorstellung mit Beklemmung.

Wenn sogar die Tiere (und augenscheinlich nicht die »weniger langweiligen«) anfangen, Bücher zu schreiben, wo würde das enden?

Wie weit waren wir schon ...?

Vor dem inneren Auge des Buchhändlers spielte sich folgende Szene ab.

»Guten Tag, haben Sie dieses Handbuch für Paare, das von einem Biber geschrieben wurde?«

»Nein.«

»Kann ich es bestellen?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich es nicht verkaufe.«

»Und warum?«

»Weil ich es nicht verkaufen will.«



»Aber Sie haben nicht das Recht dazu ... Das ist unerhört. Auch Tiere haben das Recht zu schreiben.«

»Das ist nicht das Problem.«

»Wie bitte?«

»Ich verkaufe keine Handbücher für Paare.«

»Aha ... Aber das ist ebenfalls unerhört.«

»Wenn Sie meinen ...«

»Sie hören noch von mir.«

»In Ordnung.«

»Unerhört!«

»Auf Wiedersehen.«

Dingelingdingeling.

Der Buchhändler schüttelte den Kopf und merkte, dass er transpierte.

Er stellte das Buch über die Delfine in ein Regal zurück, dann erinnerte er sich an etwas, das er gelesen hatte, holte das Buch hervor, fand die Seite wieder, die er suchte, und riss sie heraus, bevor er sie in einen Umschlag steckte.

